

Das Rätsel des Tushintang [Fortsetzung]

Autor(en): **Martin, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **7 (1931)**

Heft 11

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Rätsel des Tushintang

ROMAN VON KURT MARTIN

Copyright by Verlag Neues Leben, Bayr. Gmain
Nachdruck verboten

Ein prächtiger Mensch. Er besitzt vielseitige Interessen, ist sehr gebildet. Wenn er Gefallen an Ihnen findet, kann ich Ihnen nur gratulieren. Sein Palast liegt einige Stunden von Mandalay entfernt. — Vielleicht zeigt er Ihnen einmal seine Juwelkammer! Ich hatte nicht das Glück gehabt. Er würdigt nicht viele dieser Ehre. — Im Palast des Prinzen lebt weiterhin ein Mann — eine Art Oberaufsichtsbeamter —. Goomar Parubram, ein finsterner, verschlossener Geselle; dieser Bursche ist das rechte Gegenteil seines liebenswürdigen Gebieters; er ist wortkarg und sieht wohl in jedem Fremden einen Dieb, der die Juwelen des Prinzen rauben möchte. — Ja, und sonst — einige nette Herren sind leider kürzlich fortgekommen. — Lariby wäre noch zu nennen, James Lariby, Vertreter von Fisher Brothers in London; sie exportieren Reis. Lariby ist kein besonders günstiger Umgang, wenigstens nicht für schwache Charaktere. Bei Ihnen wird er ja keinen Erfolg haben; das habe ich Ihnen schon angemerkt.

«Erfolg? — Womit?»

«Er spielt! Er ist ein leidenschaftlicher Spieler, und er lauert immer auf neue Spielgenossen. Seien Sie also vorsichtig! Er ist ein skrupelloser Hasardeur. Aber sonst — na ja, zu einem Plausch kann man sich ja mit ihm zusammensetzen.»

«Ich bin ein Feind jeglichen Glückspiels. Er wird also in seiner Hoffnung auf mich schwer getäuscht werden.»

«Nun, vorläufig bemüht er sich sehr um Mr. Shelton. — Kennen Sie Shelton?»

«Nein. Er verließ mit seiner Frau Tschongjing, bevor ich dahin kam.»

«Ein komischer Kerl. Kann sehr liebenswürdig sein, aber hitzig. — Und was sonst noch in ihm steckt. — Eine reizende Frau hat er! Lieb und schön und jung. Sie tut mir furchtbar leid. Shelton bringt ihrem Zustand wohl nicht das rechte Verständnis entgegen; er tyrannisiert sie. Daneben ist er wohl auch fürchterlich eifersüchtig. Am liebsten hält er seine Frau von jedweden Verkehr fern.»

«So Ähnliches hat man mir schon in Tschongjing von ihm und seiner Ehe berichtet. — Ist seine Frau leidend? — Davon wurde mir allerdings in Tschongjing nichts gesagt.»

«Das Leiden Lilith Sheltons ist erst auf der Reise nach hier entstanden. Sie ist wirklich sehr zu bedauern. Man fühlt es und sieht es ihr an, daß sie schwer an ihrem Zustand trägt.»

«Was fehlt ihr denn?»

«Denken Sie doch: Sie hat das Erinnerungsvermögen verloren. Sie kann sich an nichts, an rein gar nichts mehr erinnern, was sich vor dem Unglück zutrug.»

«Was sagen denn die Aerzte?»

«Dr. Barker in Mandalay kann nichts anderes erklären, als die Aerzte in Schanghai. Auch er sieht den Fall für hoffnungslos an.»

«Die Aerzte in Schanghai? War Frau Shelton denn schon leidend, als sie mit ihrem Mann in Schanghai ankam, um die Reise hierher fortzusetzen?»

«Aber ja! Das Unglück ist ja geschehen, während sie mit Sheltons Motorboot den Jangtse herabfuhr. Es hat plötzlich einen Motordefekt gegeben, und die Steuerung versagte. Kurz und gut, Sheltons Boot fuhr mit aller Wucht an ein chinesisches Fahrzeug an. Es muß eine recht böse Sache gewesen sein. Das Motorboot soll etwas Gehöriges abbekommen haben. Shelton kam bei dem Zusammenstoß ziemlich gut weg; es gab ein paar Beulen, und da-

mit war es abgetan. Aber der armen jungen Frau erging es schlimmer. Sie stand an Deck, Shelton will ihr noch zugerufen haben, sie solle sich fest anhalten. Es ereignete sich wohl alles viel zu schnell. Bei dem heftigen Anprall wurde sie hinüber auf das chinesische Fahrzeug geschleudert, und dort schlug sie mit dem Kopf schwer auf. Dazu der Schreck, das Entsetzen. — Shelton wird Ihnen ja selbst alles erzählen. Wissen Sie, ich glaube, er war wohl angetrunken, als das Unglück geschah. Er trinkt gerne viel, ich habe das in Mandalay schon hinreichend beobachtet. — Na, und so wird es während der Bootfahrt den Jangtse hinab auch gewesen sein. Er fuhr mit der armen jungen Frau ganz allein, und anstatt sich ausschließlich der Steuerung zu widmen, hat er wohl getrunken und getrunken, und dann war es plötzlich zu spät.»

Jörgen Bollander hatte aufmerksam Edwin Hocks Bericht gelauscht. Er fragte:

«Und was sagt Frau Shelton?»

«Sie kann sich an diese Geschehnisse nicht mehr erinnern. Schattenhaft weiß sie, daß sie auf einem chinesischen Flußboot kauerte, daß ihr Kopf entsetzlich schmerzte. Dann setzt ihr Wissen erst wieder dort ein, als sie sich in der Kajüte des Motorboots liegend fand.»

«Shelton konnte also das Boot doch noch bis Schanghai bringen?»

«Ja. Das war noch ein Glück. Die junge Frau kam auf diese Weise wenigstens rasch in sachgemäße Pflege. Shelton brachte sie in Schanghai sogleich in die Klinik, und da stellten die Aerzte fest, was ihm bereits während der Fahrt bis Schanghai zum Bewußtsein gekommen war: seine Frau hatte ihr Erinnerungsvermögen verloren. Sie wußte nichts mehr aus der Vergangenheit. Auch jetzt steht sie vor einem großen Nichts, wenn sie zurückdenkt. Die Aerzte in Schanghai sollen Shelton gar keine Hoffnung gemacht haben. Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß die arme Frau jemals ihr Erinnerungsvermögen wiedererlangt. — Ist das kein hartes Los?»

«Die Frau ist unbedingt zu bedauern. Sie weiß also gar nicht mehr, daß sie mit ihrem Mann in Tschongjing lebte?»

«Nichts! Sie weiß auch nichts mehr von ihrer Familie, nichts von ihrer Kindheit, ja, sie kann sich auch nicht daran erinnern, Shelton jemals geheiratet zu haben.»

«Was Sie nicht sagen!»

«Alles, was ihr vor dem Unglück begegnete, was bis dahin in ihrem Dasein eine Rolle spielte, das ist ausgelöscht für sie.»

«Fürchterlich!»

«Nicht wahr? — Und dann noch dieser Mann! Shelton ist so ungeduldig. Sie tastet und tastet in die Vergangenheit, und er nimmt sich nicht die Mühe, ihr lieb und gut das Vergangene neu vor ihrem Geiste erstehen zu lassen. — Ich habe wiederholt mit der jungen Frau geplaudert. Nehmen auch Sie sich ein wenig ihrer an.»

«Das will ich gern, wenn es ihr recht ist.»

«Sie ist übrigens eine Schönheit. Wundervolles Haar von einem entzückenden dunklen Blond besitzt sie und große, seelenvolle, graue Augen. — Eigentlich ein Rätsel, wie diese Frau je Shelton lieben konnte und sein Weib ward!»

Jörgen Bollander sann.

— Dunkelblondes Haar — graue Augen —, so sollte auch Ingeborg Bergner aussehen, das Mädchen, das er suchte und das verschollen war. —

Er besprach noch mancherlei mit Edwin Hock an diesem Abend, und am nächsten Morgen trafen sie

sich wieder zu gemeinsamem Rundgang durch die Stadt.

Als sie durch eine schmale Gasse schritten, in der sich die Läden kleiner birmesischer Händler befanden, stand unversehends ein alter Birnese neben Jörgen Bollander und flüsterte:

«Herr, wollt Ihr nicht Eure Zukunft erfahren? — Zeigt mir Eure Hand, ich erkenne darin, was Euch bevorsteht.»

Bollander wollte sich mit einem flüchtigen Kopfschütteln weiterwenden; aber da hielt ihn Edwin Hock am Aermel fest.

«Hören Sie, es ist etwas Sonderbares mit diesen Wahrsagern hier. Die Leute wissen wahrhaftig oft Dinge, die uns erst weit später offenbar werden. Mir ist es selbst so gegangen. Sind Sie kein bißchen neugierig, was Ihnen die Zukunft bringen wird?»

Jörgen Bollander zögerte.

«Neugierig, nein. — Aber Dinge gibt es wohl, über die ich etwas erfahren möchte. — Was soll mir jedoch das Geschwätz solch alten Gauklers nützen!»

«Geben Sie ihm doch mal Ihre Hand! Machen Sie eine Probe, fragen Sie ihn irgend etwas?»

Jörgen Bollander streckte nach kurzem Zaudern dem Alten seine Rechte hin.

«Was habe ich in der letzten Zeit erlebt, das mich am meisten beschäftigt?»

Der Birnese sann eine kleine Weile nach, über Bollanders Hand geneigt. Sie waren etwas abseits der drängenden Passanten getreten. Schließlich klang eine Antwort an Bollanders Ohr, die ihn staunen ließ.

«Ihr standet auf einem sinkenden Schiff und hieltet ein Buch in der Hand.»

— Was war das? — Woher konnte dieser Mensch wissen —? War auch er einer von jenen, die um all die Dinge wußten, die mit dem Untergang des «Tushintang» zusammenhingen, drängte dieser alte Mann sich nur an ihn, um ihm erneut Rätsel aufzugeben? — Was wußte dieser Mensch? —

Jörgen Bollander forschte plötzlich:

«Was sagt meine Hand von meinen Eltern?»

«Diesmal kam die Antwort rasch:

«Tot, Herr!»

Der Birnese hob den Kopf und sah Jörgen Bollander unverwandt in die Augen.

«Ihr geht großer Feindschaft entgegen. Man wird Euch töten wollen. Seid vorsichtig! Ich sehe drei Menschen, die Euch nach dem Leben trachten. — Ihr liebt, doch von dem Wesen Eurer Liebe trennt Euch eine lange Nacht. Wenn Ihr aber den Tiger jagt, werdet Ihr die Nacht besiegen, und dann gehört Euch die, die Ihr begehrt.»

Nah erklang Musik. Es kam Bewegung in die Menge, die die Gasse füllte. Man drängte zur Seite, um Platz zu schaffen. Unter dem Voranschritt einer Musikkapelle, die die Straße mit schrillum Klang erfüllte, nahe eine Prozession. In phantastischen Sprüngen folgten den Musikanten die Gläubigen, ihre Gesichter mit violetter Farbe beschmiert. So ging es lärmend vorwärts, dem Heiligtum entgegen.

Als Jörgen Bollander, der mit seinem Begleiter seitab gedrängt worden war, sich nach dem alten Wahrsager umwandte, war der nicht mehr zu sehen.

«Der Mensch ist verschwunden. Ich hätte ihm gern etwas geschenkt.»

Edwin Hock wehrte.

«Lassen Sie es gut sein. Diese Wahrsager sind oft sonderbare Menschen. — Eigenartig, was er Ihnen da sagte. Stimmt das mit dem Schiff und mit Ihren Eltern?»

«Ja, beides ist richtig.»

«Und halten Sie es für möglich, daß in Mandalay wirklich Feinde auf Sie warten?»

«Es wäre nicht ganz ausgeschlossen.»

«Ahnens Sie, woher die Feindschaft kommen könnte?»

«Ja — und nein.»

«Sie sollten vorsichtig sein! — Und was der Mensch da von einem Mädchen sagte — kann das nicht zutreffen?»

«Es trifft zu, teilweise wenigstens. Es liegt wirklich Nacht zwischen mir und dem Mädchen, zu dem es mich zieht.»

«Er hat Ihnen aber Hoffnung gemacht —»

Jörgen Bollander bat:

«Lassen Sie es gut sein, Herr Hock. Ich denke, man sieht am besten die Worte des Alten als das an, was sie sind: Phantastereien eines Gauklers.»

«Aber es stimmt ja vieles, was er Ihnen sagte!»

«Das wohl. Es kann aber irgendwelche Zusammenhänge geben oder Zufälligkeiten. — Lassen wir es! Mich beschäftigt sowieso vielerlei. Ich möchte nicht auch noch an den Worten eines Gauklers herumdeuten.»

— Die Zeit verging ziemlich rasch bis zur Abfahrt des Zuges nach Mandalay. Edwin Hock hatte Jörgen Bollander noch zum Bahnhof gebracht. Hier nahmen sie Abschied.

«Gute Reise, Herr Bollander! Die lange Fahrt wird Sie nicht gerade erfreuen. Aber morgen ist es dann besser. Da sind Sie in Mandalay. Es wird Ihnen schon gefallen.»

«Reisen Sie gut, Herr Hock, und wenn Sie in Wentschou Mr. Liü-Fu-Tang Ihren Besuch abstaten, dann grüßen Sie ihn von mir.»

Ein letztes Winken, dann trug der Zug Jörgen Bollander dem Endziel seiner Reise entgegen.

Jörgen Bollander hatte in der Nacht wenig geschlafen. Die zunehmende Wärme des Tages, das gleichmäßige Rütteln des Waggons wirkten schließlich ermüdend. Er wollte es nicht, aber er schlief dann doch fest ein.

Wie lange er geschlafen hatte, wußte er hernach nicht genau zu sagen. Er erwachte, als der Zug mit einem kräftigen Ruck in irgendeiner Station hielt. Er hob die Hand, und da fiel ein Papier herab. Er staunt wandte er den Kopf.

— Wo kam dies sorgsam zusammengefaltete Stück Papier her? —

Unschlüssig griff er darnach und hob es auf.

— Da stand ja sein Name, mit schwarzer Tinte fein gezeichnet: Mr. Bollander.

Er faltete das Papier auseinander.

— Also ein neues Rätsel zu all den sonderbaren Erlebnissen der vergangenen Tage! — Von wem kam diese Botschaft? War es doch so, daß er hier auf Spuren stoßen würde, die ihn zum «Tushintang» führten, die ihn Ingeborg Bergner näherbrachten? — Wer hatte sich da gemeldet, ein Freund, ein Feind? —

Er öffnete das Blatt vollends. Es war unbeschrieben; aber vor ihm lag ein schmaler Streifen grüner Seide.

— War das —?

Seine Hand fuhr in die Tasche und holte Ingeborg Bergners Schal hervor, diesen grünen Schal, von dem er ein Ende an Bord des «Tushintang», das andere Stück aber auf dem ausgebrannten Boote am Ufer des Jangtschekiang gefunden hatte.

— Ja — wahr und wahrhaftig, dieser schmale Streifen da gehörte zu dem Schal! Es war die gleiche Farbe, das gleiche Gewebe. Hier, da mochte es wohl fehlen! — Wer hatte dies Restchen Seide besessen? Wer hatte es ihm hier während der Fahrt nach Mandalay zugesteckt? Zu welchem Zwecke? War es die Botschaft, daß er sich auf der Spur Ingeborg Bergners befand? —

Er ward wieder ruhelos. Die Fahrt dauerte ihm viel zu lange. Erleichtert atmete er auf, als der Zug nach vielen Stunden Mandalay erreichte.

Li-Yen, der während der ganzen Fahrt nicht zu sehen gewesen war, fand sich sogleich ein und dann stand noch ein junger Chinese vor Jörgen Bollander und erklärte ihm, er sei Wung, Mr. Hocks Boy, und dürfe doch wohl nun bei Mr. Bollander bleiben. Wung und Li-Yen sorgten gewandt für die Besorgung des Gepäcks nach Bollanders Heim, und er selbst fuhr zufrieden, das Ziel erreicht zu haben, dem ihm unbekanntem Hause entgegen, in dem er nun wohnen sollte. Es ging durch breite Straßen, zu deren beiden Seiten sich die aus Holz gebauten Häuser erhoben. Sie kamen an Verkaufshallen vorbei, in denen junge Birnesinnen Obst, vor allem Bananen, Ananas, Orangen, Feigen und Trauben

feilboten. Daneben gab es Fischstände und Gemüsehändler. Reges Leben und Treiben erfüllte die Straße. Es wurde gekauft und verkauft, geschwätzt, gelacht und wohl auch geflirt.

Dann ging es in eine Parkstraße hinein, die noch wenig bebaut war, aber in ihrer natürlichen Pracht einer reichen, üppigen Vegetation dem Auge wohl tat, das bisher unter dem Staub in den verkehrsreichen Straßen zu leiden hatte.

Der Wagen hielt vor einem kleinen Häuschen. Wung sprang dienstbereit herbei und geleitete seinen Herrn ins Haus. Dies war, gleich den meisten Gebäuden, aus Holz hergestellt und zeigte außen hübsches Schnitzwerk. Durch einen kleinen Garten betrat man eine Art Vorraum, dann folgte ein als Speisezimmer eingerichteter Raum. Weiter hinten lag die Küche, an die sich noch zwei kleine Gelasse anschlossen, in deren einem nach Wungs Angabe er und Li-Yen, im anderen Dolapi, die birmesische Dienerin, schliefen. Oben im ersten Stock befand sich das Schlafzimmer und ein weiterer, als Arbeitszimmer gedachter Raum.

Jörgen Bollander schritt alle Zimmer durch. Er fand Li-Yen in der Küche, wo er alles inspizierte und mit hundert Fragen Dolapi bestirnte, die schon abseits stand und zaghaf auf Jörgen Bollander schaute. Er trat zu ihr.

«Bist du Dolapi?»

Das Mädchen nickte:

«Ja, Mr. Bollander. Darf ich hierbleiben?»

«Du kannst bleiben.»

Er begab sich nach oben. Alles gefiel ihm. Ohne Zweifel würde es sich ganz gut in diesen Räumen leben lassen.

Er öffnete den Koffer und begann auszupacken. Doch bald hielt er inne.

— Der Brief! Zu allererst der Brief nach Gleschendorf, dieser letzte Versuch, ein Bild Ingeborgs aufzutreiben! —

IX.

Die ersten Tage seines Aufenthaltes in Mandalay benützte Jörgen Bollander, um sich die Stadt und ihre Umgebung anzusehen. Am dritten Tage stattete er dem Ehepaar Shelton seinen ersten Besuch ab.

Henry Shelton empfing ihn zunächst allein. Groß, breitschultrig, mit merklich grob geschnittenen Gesichtszügen, lebhaft und unberrschert in seiner ganzen Art, begrüßte er den Gast.

«Freut mich, Ihre Bekanntschaft machen zu können, Mr. Bollander! Ihr Vorgänger, Mr. Hock, war ein angenehmer Kerl. Ich denke, Sie werden sich noch weit besser als er mit uns verstehen. Sie sind unverheiratet? — Gut so! Man hat seine liebe Not, wenn man verheiratet ist, wissen Sie. Und hier finden Sie so reizende Mädchen — man entbehrt auch hier als Unverheirateter nichts. — Wie ist es, machen Sie auch mal ein Spielchen mit? Wir vertreiben uns im kleinen Kreis oftmals damit die Zeit; es geht selbstverständlich einwandfrei anständig dabei zu. — Beruflich werden Sie nicht so sehr in Anspruch genommen sein. Ihr Vorgänger hatte immer viel Zeit.»

Jörgen Bollander kam erst jetzt dazu, sich zu äußern.

«Es wird für mich wohl mehr zu tun geben, als für Mr. Hock Arbeit vorlag. Ich soll mancherlei Pläne meines Hamburger Hauses durchführen.»

«Ach so! Ja, dann ist es schon möglich, daß Sie angestrenzter heranrücken. — Sie kommen aus Wentschou, Mr. Bollander?»

«Ja, ich weilte aber nur kurze Zeit dort. Zuvor war ich in Manila tätig.»

«Wentschou! Da sind Sie also auch in Tschongjüng gewesen, wo ich bis vor kurzem wohnte.»

«Man erzählte mir davon, ja.»

«Was sagte man Ihnen, wenn ich fragen darf? Mit wem sprachen Sie über mich?»

«Mit Mr. Rilms.»

«Ach so, Rilms! — Was ist das für ein Mann?»

«Er hat mir gefallen. Nur fühlt er sich scheinbar nicht recht wohl in Tschongjüng.»

«Verstehe ich! Ich bin auch heilfroh, daß ich dort fort bin. — Und in Wentschou? Dort haben Sie Teegeschäfte abgeschlossen, was?»

«Ich bahnte die Verbindung meines Hamburger Hauses mit Mr. Liü-Fu-Tang an.»

«Ein unangenehmer Mensch! — Falsch bis in die Nagelspitzen.»

Jörgen Bollander stutzte.

— Da war wieder ein abfälliges Urteil über Liü-Fu-Tang — das zweite! Auch Yang-Kwai hatte sich an Bord der «Mauritius» so ähnlich geäußert. —

Er sagte leichthin:

«Ich kann da nicht urteilen. Meine Bekanntschaft mit Mr. Liü-Fu-Tang beschränkt sich nur auf geschäftliche Verhandlungen. Er war dann tagelang abwesend, und als er wiederkam, erhielt ich die telegraphische Reiseordre meiner Firma. — Mr. Liü-Fu-Tang hat mir übrigens aufgetragen, Ihnen und Ihrer Gattin seine Grüße zu bestellen.»

«So, hat er sich bewegt gefühlt! — Hm, wenn meine Frau sich erinnern könnte. Sie würde Ihnen dasselbe sagen wie ich: — Ein Mensch, vor dem man sich hüten muß! — Wissen Sie, er stellte heimlich meiner Frau nach; aber ich verhinderte seine Absicht. Zuletzt noch, als man Rung-Kü-San tot fand, wollte Liü-Fu-Tang mir eins auswaschen, er versuchte, bei den Chinesen gegen mich zu wählen. Ich ließ ihn aber nicht im Zweifel darüber, was seine Hinterlist zur Folge habe, und da zog er sich sehr schlaue aus der Affäre, er förderte nach außen hin meine ungehinderte Abreise. Oh, ich sage Ihnen: das ist ein gefährlicher Mensch!»

Jörgen Bollander war überrascht, Henry Shelton so feindselig von Liü-Fu-Tang sprechen zu hören.

— Warum erzählte ihm Shelton so offen, welche schlechte Erfahrungen er mit Liü-Fu-Tang gemacht hatte? Wer sprach da wahr? Was stand zwischen diesen Männern? Eifersucht? —

Er begann:

«Ich erfuhr durch Mr. Hock, daß Ihre Gattin leidend ist, Mr. Shelton. Das bedauere ich sehr.»

Shelton seufzte. Sie saßen sich in bequemen Korbsesseln gegenüber, und Shelton füllte sich zum drittenmal sein Glas mit Whisky.

«Ja, es ist das eine ganz schlimme Sache, Mr. Bollander. Meine Frau hat ihr Erinnerungsvermögen verloren. Ich hatte bei der Motorbootfahrt den Jangtsie hinab ein verfluchtes Pech.»

Jörgen Bollander sah ernst vor sich hin.

«Es muß ein sehr schlimmes Los sein. — Ihre Gattin ist wirklich zu bedauern.»

«Für mich ist es aber auch nicht leicht, Mr. Bollander! Meine Frau muß sich ja zuzusagen erst wieder in die Gemeinschaft mit mir hineinleben. Denken Sie doch! Sie wußte ja anfangs nicht einmal mehr, daß sie mit mir verheiratet war. Ich war für sie ein Fremder. Und alles, was ich ihr erzählte, aus Tschongjüng, von unserm Leben dort, von den Menschen, mit denen wir dort verkehrten —, sie weiß nichts mehr!»

«Und es besteht keine Hoffnung auf Heilung?»

«Nach Ansicht der Aerzte nicht. Man macht mir gar keine Hoffnung. — Aber warten Sie, ich will meine Frau jetzt rufen. Sie sollen sie kennenlernen und selbst sehen, wie schlimm die Sache ist.»

Shelton erhob sich geräuschvoll und verließ das Zimmer. Jörgen Bollander hörte ihn nebenan aufgeregt reden. Dann näherten sich Schritte. Die Tür ging wieder auf. Shelton ließ seine Frau zuerst eintreten.

Jörgen Bollander hatte sich erhoben. Er sah voller Anteilnahme auf die junge Frau, die nun vor ihm stand, und gleichzeitig schoß es ihm durch den Sinn: — So — so voll stiller, anmutiger Schönheit, mit solchen Augen und solchem Haar — ja, so hatte er sich eigentlich auch Ingeborg Bergner vorgestellt. —

Lilith Shelton bot ihrem Gast die Hand. Sie lächelte ein wenig hilflos.

«Ich heiße Sie bei uns willkommen, Herr Bollander.»

Sie hatte deutsch gesprochen, und Jörgen Bollander sah überrascht in ihre Augen.

«Sie sind Deutsche, gnädige Frau?»

Sie warf einen hilflos suchenden Blick zu Shelton hinüber.

«Ja, ich bin Deutsche.»

Shelton ergänzte:

«Ich lernte meine Frau in England kennen; sie war Erzieherin in einer angesehenen Familie. Die Frau war eine Deutsche und wünschte, ihren Kindern ein gutes Deutsch beigebracht zu sehen. — Mit dem Unglück sind auch die englischen Sprachkenntnisse meiner Frau in Unordnung geraten.»

Sie nahmen gemeinsam an dem kleinen Tische Platz. Jörgen Bollander wandte sich wieder an Lilith Shelton:

«Ich kam heute in Ihr Haus, gnädige Frau, mit der Hoffnung, damit für die Zukunft einen freundschaftlich-geselligen Verkehr anzubahnen.»

Shelton warf ein:

«Was mir sehr lieb ist, Mr. Bollander! Sie sind uns jederzeit willkommen. Wenn Sie Zeit haben, so sprechen Sie ganz zwanglos bei uns vor. Bin ich



Märzsturm am Genesee

(Phot. Gibereil)

nicht da, so wird meine Frau mit Ihnen plaudern. Ihr Vorgänger war auch des öfters da.»

Lilith Shelton versicherte:

«Ich würde mich freuen, ab und zu einmal mit Ihnen plaudern zu können, Herr Bollander. Mein Mann ist nicht selten unterwegs, und sonst — ich schließe mich nicht gerne den birmesischen Familien hier an. Es ist mir alles so fremd, ich —. Es fehlt mir eben die Vergangenheit, mit der ich mich in Gedanken beschäftigen könnte.»

Jörgen Bollander sah, wie verhaltenes Leid um ihre Mundwinkel zuckte. Er gestand:

«Ich komme aber auch noch als einer, der Ihnen Grüße bestellen soll, gändige Frau. Mr. Liü-Fu-Tang in Wentschou hat mich gebeten, Ihnen seine Grüße auszurichten.»

Sie schien angestrengt nachzudenken. Dann schüttelte sie leise den Kopf:

«Ich kann mich nicht erinnern, den Namen je gehört zu haben.»

Shelton nickte Bollander eifrig zu.

«Sehen Sie, so ist es immer! Nichts ist mehr da! An gar nichts mehr kann sich meine Frau erinnern. — Sie weiß ja auch nicht mehr, daß wir in Tschongjing waren, daß wir jahrelang dort lebten.»

Jörgen Bollander griff nach der Aktentasche, die er mitgebracht hatte.

«Ich bringe Ihnen sogar ein Geschenk, von Mr. Liü-Fu-Tang, gnädige Frau.»

Shelton beugte sich vor.

«Ein Geschenk? — Da staune ich denn doch.»

«Es hat eine eigene Bewandnis damit. Dies Geschenk hatte Ihnen eigentlich Mr. Rung-Kü-San zugedacht, gnädige Frau. Da er nun tot ist, sendet Ihnen sein Verwandter, Mr. Liü-Fu-Tang, das Geschenk.»

Er reichte ihr das kleine goldene Kästchen. Ueberascht griff Lilith Shelton darnach.

«Das soll mir gehören? — Diese kostbare, edle Arbeit. — Wie komme ich aber zu diesem Geschenk?»

Shelton nahm ihr das Kästchen aus der Hand.

«Laß mal sehen! — Ganz nett, hm. — Wie du dazu kommst? — Na, Rung-Kü-San war ja immer ein anständiger Geschäftsmann. Er wollte eben dir damit eine kleine Aufmerksamkeit erweisen, nachdem er Jahre hindurch durch mich so gut verdiente.»

Bollander dachte: Er erwähnt nichts davon, daß Rung-Kü-San Frau Lilith sehr verehrt haben soll, daß er sie wohl heimlich liebte — bestimmt sogar liebte, wie es ja die versteckten Schriftzeichen in den Verzierungen des Kästchens verrieten!

Shelton reichte seiner Frau das Geschenk wieder zu:

«Da! Du kannst es ruhig annehmen.»

Frau Lilith versuchte, den Deckel zu heben; aber es gelang ihr nicht. Da griff Jörgen Bollander hinzu:

«Darf ich Ihnen den Mechanismus zeigen?»

Es war nur ein kleiner Fingerdruck nötig, und der Deckel hob sich. Lilith Shelton sah sinnend auf das offene Kästchen.

«Sogar mein Name steht darin! — Mr. Liü —, wie sagten Sie doch, Herr Bollander?»

«Mr. Liü-Fu-Tang! Er sandte Ihnen diese Gabe als Andenken an seinen Verwandten Rung-Kü-San.»

«Ja, ja! Und dieser Mann hat also meinen Namen gewußt —.»

Shelton lachte geräuschvoll auf:

«Das ist dir nun wieder etwas Wunderbares, Lilith, was! Denke doch, du hast ja mit mir jahrelang in Tschongjing gelebt! Rung-Kü-San hatte also reichlich Gelegenheit, deinen Namen zu hören.»

Sie nickte.

«Ja — und ich soll also dies Kästchen als mein Eigentum betrachten? — Es ist sehr schön. — Ich freue mich! — Wie schade, daß ich diesem Mann nicht selbst danken kann, diesem Mr. Liü-Fu-Tang.»

Sie sah dabei fragend Jörgen Bollander an und er bestätigte:

«Mr. Liü-Fu-Tang, sehr richtig, gnädige Frau.»

Shelton spöttelte:

«Schade, daß das Kästchen leer ist! Er hätte es dir ruhig mit Edelsteinen füllen können.»

Sie sah ihn betroffen an.

«Aber Henry! Wie käme ich dazu, solch ein Geschenk entgegenzunehmen! Ist es nicht sowieso viel zu kostbar?»

Jörgen Bollander aber bat:

«Nein, gnädige Frau! Sie müssen diese Gabe schon behalten. Es wird ja damit der Wunsch eines Toten erfüllt.»

Er reichte Shelton die kleine Ebenholzdose.

«Uebrigens gehen Sie nicht leer aus, Mr. Shelton. Da, das sendet Ihnen Mr. Liü-Fu-Tang. Es soll gleichfalls eine Gabe sein, die Ihnen im Sinne Mr. Rung-Kü-Sans zukommt.»

Er beobachtete Shelton, während dieser die Dose ergriff, und es war ihm, als beunruhigte dies Geschenk den Mann da vor ihm. Shelton sah ratlos das kleine Ding an. Dann höhnte er:

«Glänzend, Liü-Fu-Tang beschenkt mich nicht so reich wie meine Frau; nun, für mich tut es Ebenholz!»

Er öffnete die Dose.

«Auch leer! Also hineintun dürfen wir selbst etwas.»

Frau Lilith hob die Hand:

«Darf ich auch einmal sehen?»

«Aber bitte!»

Er schob ihr lässig die Dose zu. Sie betrachtete sie sinnend.

«Was mag die Sonne da auf dem Deckel bedeuten?»

Shelton zuckte mit den Achseln.

«Was weiß ich! — Eine Verzierung soll es sein, weiter nichts!»

Jörgen Bollander fand es dringend geboten, seinen ersten Besuch zu beendigen. Er war wohl schon weit länger geblieben, als es schieklich war. Mit ein paar höflichen Worten-entschuldigte er sich. Shelton aber wehrte:

«Aber gar nicht! Mr. Bollander, nur nicht so formell! Hier ist man froh, mal mit seinesgleichen reden zu können. Bleiben Sie doch noch!»

Aber Jörgen Bollander verabschiedete sich. Sie baten ihn beide, bald wiederzukommen und dann aber länger zu bleiben. Frau Liliths Augen aber begegneten den seinen.

«Ich bin oft so allein. Mr. Lariby kommt nur zu uns, um mit meinem Mann zu spielen, und Mr. Parubram, der öfters vorspricht, ist gar nicht mein Geschmack. Kommen Sie wieder, bitte!»

Als Jörgen Bollander sein Haus wieder erreicht hatte, eilte ihm Wung entgegen und meldete, ein Gast warte auf ihn: Mr. Goomar Parubram vom Palast des Prinzen Omar Rubri. — Er staunte.

— Was wollte dieser Mann von ihm? — Wie war das mit dem Prinzen? Würde er in dem Palast Omar Rubris etwas von Ingeborg Bergner hören?

Hastig betrat er das Speisezimmer, in das Wung den Gast geführt hatte.

Goomar Parubram erhob sich langsam. Seine Haltung verriet, daß er als Beamter des Prinzen auf besondere Würdigung seiner Person Wert legte. Unter dichten Brauen hervor musterten ein Paar tiefdunkle Augen den Fremden.

«Mr. Bollander, ich habe Sie im Auftrag Seiner Hoheit des Prinzen Omar Rubri von Miloba aufgesucht. Der Prinz hat von Ihrer Ankunft gehört und legt Wert darauf, bald Ihre Bekanntschaft zu machen. Er ladet Sie durch mich ein, morgen sein Gast zu sein.»

Jörgen Bollander fühlte es an der ganzen Art Goomar Parubrams, daß dem die Handlungsweise des Prinzen unerklärlich war; er schien im stillen unwillig, daß der Prinz mit diesem Fremden so viel Aufhebens machte, daß er ihn so rasch zu sich lud.

Es war Bollander ja gleichfalls rätselhaft, wie der Prinz dazu kam, ihm schon heute seine Einladung zu übersenden.

Er dankte mit höflichen Worten und erklärte sich bereit, dem Rufe des Prinzen am andern Tage Folge zu leisten. Goomar Parubram verbeugte sich gemessen.

«Ich werde Ihre Antwort Prinz Omar Rubri ausrichten.»

Oben in seinem Arbeitszimmer fand Jörgen einen Brief auf dem Tisch, eine Einladung von Mr. Krashuaos, am Abend sein Gast zu sein, ihm und seiner Familie einige Stunden zu widmen. Er seufzte

Eine Verpflichtung folgte der andern! —

Vor der Tür stieß er auf Dolapi, die junge birmesische Dienerin, die regungslos dastand und deren Augen rätselvoll fragend auf ihm ruhten.

«Willst du etwas von mir, Dolapi?»

Sie schüttelte leise den Kopf.

«Nein, ich warte nur, weil ich dachte, Sie würden mich rufen, Mr. Bollander. Bedürfen Sie Dolapis nicht?»

«Ich habe keine Wünsche. Nein.»

Er sann.

Was hatte dieser Blick des Mädchens zu bedeuten? Hoffte diese kleine birmesische Schönheit, er werde Gefallen an ihr finden?

Am Abend aber begab er sich in das Haus von Mr. Krashuaos. Es war ein großes, aus Holz ausgeführtes zweistöckiges Gebäude, das mitten in einem prachtvollen Park lag. Beim Betreten der Halle staunte er über die geschmackvolle europäische Einrichtung, und die Gemächer, die er hernach sah, offenbarten ihm erst recht den auserlesenen Geschmack ihrer Bewohner.

Der Hausherr geleitete seinen Gast zuvorkommend zu Frau und Tochter, die Jörgen Bollander in fließendem Deutsch bewillkommen. Man kam sogleich in ein lebhaftes Geplauder, und nach dem ausgezeichneten Mahle sang Muvarna Krashuaos, von ihrer Mutter am Flügel begleitet, einige Lieder von Mendelssohn und Schubert. Dem Gesang folgten einige Klaviervorträge, Stücke von Brahms, Tschai-kowski und anderen Meistern.

Jörgen Bollander gestand es sich heimlich ein, daß man sich im Hause Krashuaos wirklich recht wohlfühlen konnte. Man hatte feingebildete Menschen vor sich. Sie bemühten sich, den Gast angenehm und vielseitig zu unterhalten.

Später saß er mit Muvarna Krashuaos beisammen, und das junge Mädchen wollte vieles von ihm hören und hatte Frage um Frage an ihn zu richten. Sie forschte:

«Sie sind alleinstehend, wie Herr Hock, der uns nun verließ?»

«Ja! Er hat mir das Haus in bester Ordnung zurückgelassen, sogar sein Personal habe ich übernommen.»

Muvarnas Augen ließen nicht von seinem Antlitz. «Dann ist also auch Dolapi noch bei Ihnen?»

«Allerdings. — Kennen Sie das Mädchen?»

Sie lachte perlend.

«Nein, Herr Bollander, ich kenne Dolapi nicht; nur gehört habe ich von ihr. Herr Hock war immer so offen mir gegenüber, er erzählte mir von ihr, sie wäre so schüchtern, die Kleine, und einmal mag wohl der chinesische Boy ihr gegenüber dreist geworden sein, da ist sie ihm wie eine Katze ins Gesicht gefahren. — Ob das Mädchen immer noch so scheu ist oder ob es sich geändert hat?»

Er dachte an die fragenden Augen der jungen Birmesin. Ausweichend gestand er:

«Ich kenne Dolapi noch zu wenig.»

Muvarna kicherte.

(Fortsetzung folgt)

Prof. Buser's Töchter-Institute

TEUFEN Appenzellerland
(900 m ü. M.)
gegründet 1908

über Vevey
Schönste Lage am Genfersee
Umgangssprache: **Französisch**

CHEXBRES



Vollausgebaute Institute mit allen Schulstufen bis Matura, Handelsdipl., Haushalt, usw.

Unser Ziel:

Charakter, Bildung, Gesundheit



Knaben-Institut u. Landerziehungsheim

Dr. Schmidt auf dem **Rosenberg** 800 m bei **St. Gallen**

Leitgedanken unserer Schule:

1. Jeder junge Mensch ist eine Welt für sich und bedarf in Erziehung und Unterricht individueller Führung.
2. Zur Lebensfähigkeit erziehen heißt: Geist, Charakter und Gesundheit harmonisch ausbilden.

Leitung:

Dr. Lusser, Dr. Schmidt, Dr. Gademann



**MAXIMUM AN BEHAGLICHKEIT
MINIMUM AN RAUMBEDARF
MINIMUM AN KOHLENVERBRAUCH**

Dieser kleine Kessel mit den drei „IDEAL CLASSIC“ Radiatoren heizt auf die sparsamste und vollkommenste Art Wohnungen von vier Zimmern, wobei der Heizkessel gleichzeitig den Raum erwärmt, in welchem er aufgestellt wird.

Verlangen Sie Prospekt Nr. 37

über die bekannte „Ideal Classic“ Heizung, oder beehren Sie uns mit Ihrem Besuch!

RADIATOREN A-G

Ausstellung: Löwenstrasse 56-58

ZÜRICH

